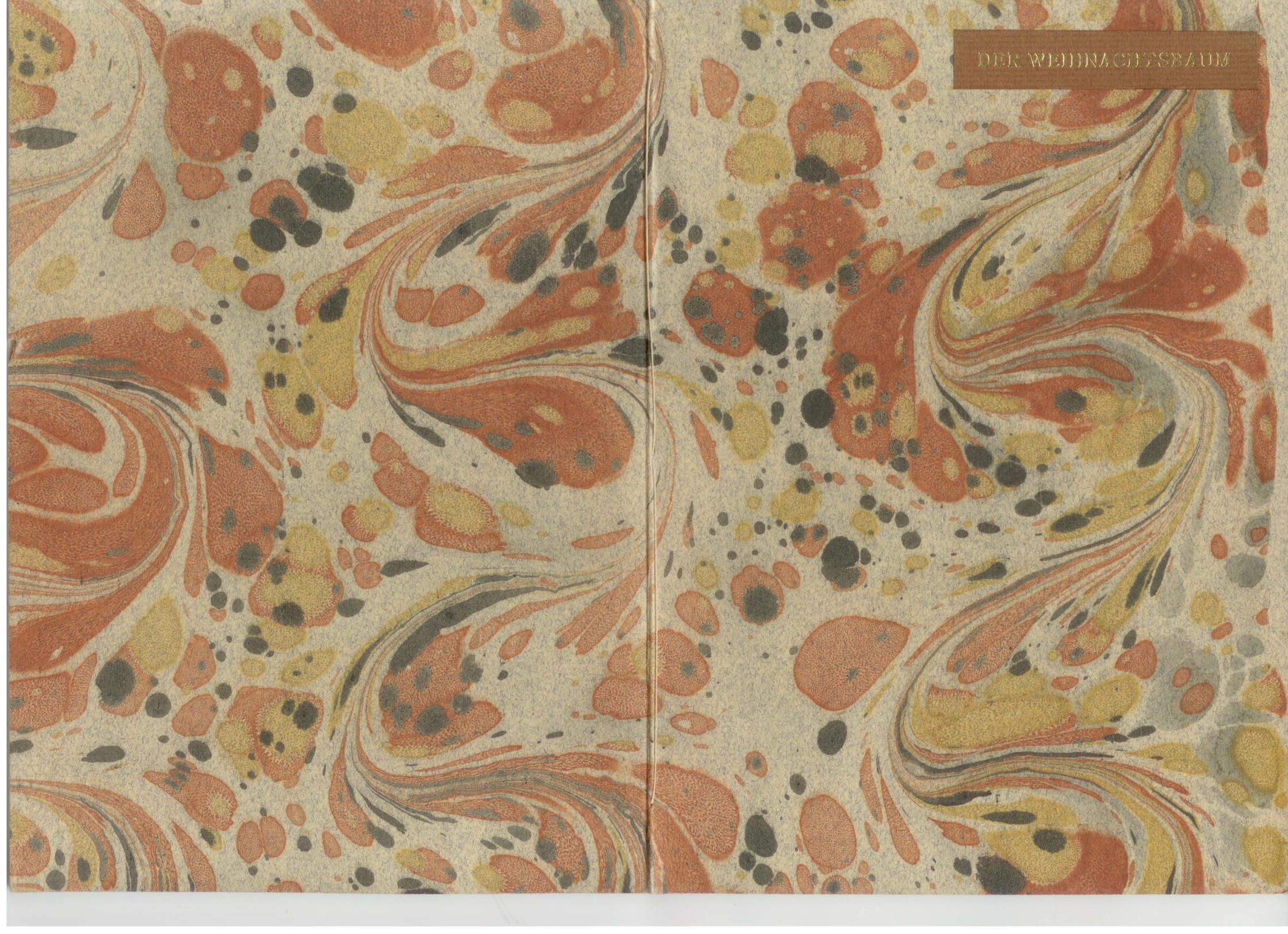


DER WEIHNACHTSBAUM



Der Weihnachtsbaum

Erzählung aus dem Centovalli

Es liegt weiter als ein halbes Jahrhundert zurück.

Zu jener Zeit ahnten wir nicht, dass diese Weihnacht die letzte sein werde, die wir alle zusammen in unserm Familienkreis verbringen würden.

Mein Bruder und ich, eines sich ständig verschlimmernden Augenleidens wegen in die Blindenschule an der Sarine eingewiesen, hatten bereits einige Christfeste fern von zuhause erlebt, und mit dem St.Niklaus, der scheinbar den Weg in unser abgeschiedenes Tal verpasst hatte, erstmals Bekanntschaft gemacht.

Anfänglich, mein Bruder und ich allein italienischer Zunge- die Heimschwester und die meisten der Mitschüler, ausser einigen Welschen, stammten aus der deutschen Schweiz - hatten etwelche sprachliche Schwierigkeiten, die wir uns bemühten nach und nach zu überwinden, und so, je näher derKlaustag rückte, hörten wir vom St.Niklaus und vom "Schmutzli", und die welschen Kameraden, mit denen wir uns ziemlich rasch verständigen konnten, berichteten vom guten Saint Nicolas, der die artigen Kinder mit Geschenken belohnen würde und von seinem Begleiter, dem Père fouetard, der mit der Rute die schlimmeren züchtigen werde.

Am Abend des erwarteten Tages nach dem Nachtmahl läutete es an der Haustüre Sturm, Stille herrschte im Speisesaal. Eine prächtig gekleidete Erscheinung mit dem goldigen Zwispitz auf dem Haupt trat majestätisch ein,

2
gefolgt von einem in eine schwarze Pelerine gehüllten Gesellen mit einem vollgepfropften Sack auf dem Rücken, der lärmend herum hüpfte, mit der Rute nach allen Seiten drohend, die Kleinsten in Angst und Schrecken versetzend. Der St. Niklaus aber, mit der tiefsten Stimme, die er aus seiner Brust hervor holen konnte, fing, bei den jüngsten beginnend, sein Verhör an, die Stimme, je nach Antworten, bald laut, bald mild. Der Schmutzli, nun ganz gesittet, holte nun aus seinem Sack Orangen und Süßigkeiten, die er nun freigiebig verteilte.

Wir Grossen fragten uns, wie der St. Niklaus mit uns verfahren würden, und wie er näher kam, wurde uns bewusst, dass auch wir nicht ent schlüpfen werden, und als er in seiner Würde fragend vor mir stand, überlegte ich rasch, was ihm wohl erzählen wolle. Plötzlich blitzte mir auf, dass wir gerade die Fabeln de la Fontaine angefangen hatten zu lesen, also versuchte ich ihm zu schildern, wie der Fuchs den Raben überlistet hatte. Er aber winkte energisch ab, Er möchte etwas aus dem Alten Testament hören, Also dann, wie Er behauptete zu wissen, dass wir im Religionsunterricht gerade bei Abraham standen, erläuterte ich ihm, ohne selbst recht klug zu werden die Vorgänge jener Zeit, über die Linsensuppe der Rebekka, die dem Esau das Erstgeborenenrecht kostete, hinunter bis zum Jakob, der von seinen Söhnen betrogen wurde, die sogar einen ihrer Brüder, den Josef, den Aegyptern verkauften.

Als Er mit seinem wallenden Gewand, vom schwarzen "Père fouetard" gefolgt, durch die Tür verschwand, stieg in uns die Vermutung auf, dass sich in der prächtigen Bischofsmontur eine Schwester des nahen Töchterpensionats "Salve Regina" versteckt hatte, und dass der Schmutzli nichts anderes war, eine ihrer Schülerinnen !

3
Am Heiligenabend dann, in einer Ecke des Speisesaals, prngte im vollen Lichterglanz ein fast bis zur Decke reichender Christbaum, und die Kleinen, die diese Pracht nicht sehen konnten, streckten ihre Händchen hin, um die Wärme der Kerzen zu erhaschen. Cristina, ein sechs-oder siebenjähriges drolliges Kind, mit kohlschwarzen Haaren und verschleierte, undurchsichtigen Aeuglein, schnupperte lange an einem Ast, sehnsüchtig, wie wenn sie unbewusst die harzwürzige Luft ihrer Bündnerberge einatmen könnte. Arme Cristina, besser wäre es für sie gewesen, hätte sie dort oben bleiben können, sie musste so jung sterben, am Leben vorbei, ohne es überhaupt richtig zu kennen, ein Engel unter den himmlischen Wesen des Christkinds.

Zwei Jahre vergingen. Der St. Niklaus kam nur noch zu den kleineren. Wir bereiteten uns fleissig, Gesang und Musik ügend zum Christfest vor. Am Heiligenabend an seinem Platz der Weihnachtsbaum, in der Hauskappelle die Krippe. Mitternachtsmesse, helle Kinderstimmen, die die Geburt des Christkinds besangen, Weihrauchduft. Stille "Minuit chrétien". Plötzlich löste sich sich von der Empore eine Silberstimme, schwoh an, glitt leise über gewisse Stellen, um kraftvoll, zum Schluss, das ganze Volk einladend, den Retter zu besingen. Vérène, unsere neue Mitschülerin, sie war seit dem Sommer bei uns, aus einem andern Institut, das aus verschieden Gründen geschlossen wurde, ein schlankes schönes Mädchen mit einem kastanienbraunen Haarkranz und einer begnadeten Sopranstimme, die sie überall begehrt machte auch bei den Singspielen des Abbé Bovet wirkte sie mit- sie hatte das Beste von sich gegeben.

Nicht allein diese Stimme, auch die Melodie des Liedes hielten mich gefangen und die Worte drangen tief in mein Inneres. War es möglich, in diese wenigen Zeilen das ganze Wunder der Erlösung einzufassen, wie kein anderes Lied

in der Fülle der Weihnachtsgesänge. Und diese meine Ueberzeugung brachte mich Jahre, viele Jahre später, wie schon oft, in Widerspruch mit meinem alten Freund, Kanonikus des Chorherrenkapitels der Kathedrale zu Besançon. Für mich aber, das "Minuit Chretien" bleibt das Lied unter den Liedern.

Im Sommer darauf wurde ich vom Institut entlassen, mein Bruder sollte, nach den Ferien, noch für ein Jahr bleiben.

Am Bahnhof, als wir nach Hause kamen, erwartete uns die Mutter und die Mädchen. "Wo ist der Vater?" fragten wir beunruhigt, denn er holte uns in der Regel ab. "Erscheckt nicht" sagte die Mutter, "er ist im Krankenhaus, aber es geht ihm schon besser und er wird bald wieder nach Hause kommen. Wir haben Euch nicht beunruhigt, um Euch ruhig Eure Schule beenden zu lassen."

Alle zusammen gingen wir zuerst den Pfarrer, Freund von Papa, zu begrüßen. Er, wie gewohnt, verabreichte uns beiden eine sanfte Ohrfeige, dann telefonierte er sogleich zum Krankenhaus und bestätigte uns, dass Vater in wenigen Wochen entlassen werde. Doch wir wollten nicht so lange warten, und also, der Holzhändler, auch ein Freund unseres Vaters anbot sich, uns hinzufahren, er lud uns alle, samt der Grossmutter auf seinen Lastwagen und fuhr mit uns ins Maggiatal hinüber, denn das Spital in unserm Dorfe war noch im Bau. Wir freuten uns, denn wir trafen den Vater auf der Terasse, sein Mittagessen mit Appetit geniessend, Zeichen, dass es ihm bedeutend besser ging.

Nach einigen Wochen kam er tatsächlich nach Hause und erzählte, der Doktor habe von einer Wunderheilung gesprochen. Von hundert, die von dieser Krankheit befallen werden, einer überlebe sie. Er sagte, man habe sein Bauchleiden mit der Quarzlampe geheilt, und er und wir alle waren glücklich.

Nach den Ferien kehrte mein Bruder wiederum in die Schule an der Sarine zurück, ich wurde in ein Blindenheim eingewiesen. Hier fand ich, neben den Deutschschweizern, ein paar Tessiner und einige Welsche vor. Ich war einer der jüngsten. Mein Augenlicht hatte merklich abgenommen, die Farben waren verschwunden, ich sah gerade noch schwarz-weiss und konnte das allernötigste noch lesen. Doch war ich froh, wenigstens noch diesen Sehrest zu besitzen, so konnte ich mich allein überall orientieren, beim spazieren Vollblinde mitnehmen, und am Samstag diejenigen, die sich nicht selbst rasierten konnten, zum Barbier begleiten. Glücklicherweise war ich nicht, gerne hätte ich mich weiter bilden wollen. Ich war achtzehn Jahre alt, allein konnte ich es nicht schaffen und niemand half mir. Was sollte aus meiner Zukunft werden, was sollte ich mit meiner Jugend anfangen? Ich sagte zu meinen Freunden: "Hier bleibe ich nicht lange! Man hatte mir gesagt, vorläufig bleibe dort, dann werden wir sehen". "ja, das sagen sie allen so" hörte ich die Antwort, "unterdessen vergehen die Jahre und wir sind schon längst hier" Ein Stich schoss mir durch die Seele, mein ganzes Leben hier vegetieren? Niemals! Warten wir ab, es muss sich doch eine Gelegenheit zeigen. Hier waren wir alle durcheinander, alt und jung. Einige, die ausser blind noch andersartig behaftet waren, einige arme Teufel, unschuldige Opfer von Leichtsinne unerfahrener Mädchen, Gewissenlosigkeit raffinierter Kerle, Blutverwandtschaft, Trunksucht, liederlichem Lebenswandel. Selten oder überhaupt nie besuchte diese Armen jemand. Sie wussten nicht, wo ihre Ferien verbringen und ihre einzige Lebensfreude war von Zeit zu Zeit ein Glas saurer Most über den Durst, eine Pfeife voll Tabak.

Rechtzeitig, so anfang November fing man auch hier an mit der Weihnachtsvorbereitung: Der Chor, in den alle, die singen konnten, eintreten mussten, übte fleissig, ebenso die

Musikanten, die Akteure. Denn zu der Aufführung sonntagnachmittags vor dem Christfest wurden der Ortspfarrer, Leute aus der Gemeinde und Freunde und Gönner des Heimes eingeladen. Hermann, der sein Los scheinbar gut überwinden hatte, immer zu Spässen aufgelegt, imitierte die Stimme des vor kurzem verstorbenen alten Pfarrherrn, der seine Ansprache stets mit den pathetischen Worten anfing: "Caritas-Männer, Caritas-Frauen!" und diese Worte einige Male während seiner Rede wiederholte, um die Freigebigkeit der anwesenden Gesellschaft zu steigern, damit sie ja nicht gleichgültig am Opferstock, der beim Ausgang aufgestellt war, vorbei gehen würden. Nun waren alle gespannt, wie der neue Pfarrer seine Ansprache gestalten würde.

Etwa zwei Wochen vor Weihnachten, bei einem Spaziergang, äusserte sich der Giovanni, er werde zum Christfest nach Hause gehen. Er war einer der unsrigen, aus dem Sottoceneri. Obwohl schon über fünfzig kam er mit uns Jungen ausgezeichnet aus. Er war früher Maler, übte diesen Beruf lange Jahre in Paris aus, bis diese Retinitis pigmentosa, das Augenleiden, das auch mich befallen hatte, ihn in wenigen Jahren zu völliger Blindheit führte.

Er war verheiratet und seine Familie, Frau und drei Kinder mussten ohne ihn dort unten bleiben. "Auch ich möchte nach Hause" meinte ich, als er sich so äusserte. "Ja, dann gehe aufs Büro und sag einfach, Du willst an Weihnachten nach Hause". So einfach? ,ich zögerte ein wenig, doch dachte ich, wenn der Giovanni so meint, also wägen wir es.

Also begab ich mich ins Büro und brachte der anwesenden Schwester mein Anliegen vor. Diese stutzte eine Weile und antwortete dann: "Komm später, wenn die Oberin hier sein wird". Als ich wieder erschien gab mir die Oberschwester, eine Süddeutsche, die in allen den Jahren keine Silbe ihres schwäbischen Dialekts ver-

loren hatte, gab mir klipp und klar zu verstehen, dass aus meinem Vorhaben nichts werden würde: ich dürfe also über die Festtage keineswegs nach Hause gehen! "Wie?" erwiderte ich. Sie wiederholte noch resoluter das bereits gesagte. Die Ehrwürdige hatte aber mit dem verletzten Stolz eines freien Bürgers der "Republik und Kanton des Tessins" nicht gerechnet. Und zudem ahnte sie nicht, dass ich Enkel einer Grossmutter war, die nicht einmal den Kaiser Wilhelm gefürchtet hätte und von der ich gelernt hatte, wie man bei uns sagt, sich nicht mit Füßen treten zu lassen. "Dann, antwortete ich mit einer Stimme, die kaum weniger krachte als ein Sommergewitter: "dann wird bei der Festaufführung meine Geige ruhen, meine Kehle keinen Laut von sich geben, und den Kaspar im Krippenspiel können Sie selber übernehmen"! "So also stehts, gut, dann wirst Du kein Geschenk bekommen!" "Ist mir gleich" fügte ich hinzu, "und wenn Sie den Kopfstand machen, werde ich trotz allem nach Hause gehen". Darauf wandte ich den verdutzten Klosterfrauen meinen Rücken, die Tür fiel knallend ins Schloss.

Erneut beriet ich mich mit Giovanni. "Natürlich darfst Du nach Hause, sie können es Dir nicht verbieten: weisst Du, gehe zum Clemente, er wird für Dich die Sache in Ordnung bringen". Clemente war das "Factotum" des Hauses, besorgte den Garten, reiste herum, die Produkte, die in den Werkstätten angefertigt wurden, zu verkaufen, und war für die Tessiner, die der deutschen Sprache nicht kundig waren, Vermittler bei der Direktion. Ich machte mich auf und ging zu ihm nach Hause und unterrichtete ihn über das Geschehen. "Natürlich sollst Du nach Hause, umsomehr da Dein Vater krank war. Ich werde kommen und die Angelegenheit in Ordnung bringen" tröstete er mich, mit seiner Brissago im Mund und nachdem er sich bei seiner Frau über den Kaffee beklagt hatte, er sei nicht frisch gemacht.

Als ich abends im Flur der Oberin begegnete streckte sie mir freundlich die Hand entgegen und sagte: "Du kannst also nach Hause".

"Gut, antwortete ich, "dann wird meine Geige am Festtag das Wiegenlied spielen, meine Kehle wie eine Drossel singen, und ich selbst, in mein er Person den Kaspar im Krippenspiel vertreten".

Giovanni und ich fuhren miteinander heimwärts und vereinbarten, wieder zusammen zurück zu kehren. Am Bahnhof erwartete mich der Vater. Sogleich stellte ich fest, dass er eine schwarze Cravatte trug und fragte ihn nach der Ursache. "Grossmutter Antonia ist gestorben, wir haben Dir und Giuseppe nicht berichtet, um Euch nicht zu beunruhigen". Jedesmal, wenn wir zurück in die Ferien kamen, befürchteten wir, Grossmutter nicht mehr zu sehen. Sie war schon weit über achzig. Sie war mit uns immer so gut, wir liebten sie und zogen sie der Grossmutter Marianna vor, die eher barsch war und immer etwas an uns auszusetzen hatte.

Vater und ich gingen zum Pfarrer, wie es sich schickte, wenn man ankam. Der Herr schlug den obligaten Klaps auf meine linke Wange und sagte: "Du kommst gerade wie gerufen: die Organistin hat eben ein Kindchen bekommen, kann also über die Festtage nicht spielen, also, Du wirst sie vertreten!" "Ich? Aber ich kann nur Harmonium spielen". Ich hatte während drei Jahren Klavier- und Harmonium-Stunden gehabt, aber mit der Orgel? meldete ich also meine Bedenken dem Hochwürden an. "Ich kann mit den Pedalen nicht umgehen, wissen Sie, so einfach ist es ja nicht". "Dummes Zeug", wehrte er ab, "unsere Leute sind nicht so verwöhnt, Du wirst spielen, während dem Christgottesdienst die Missa de Angelis, diese passt ja gut zur Geburtsfeier, dann um zehn die Marienmesse, und am Nachmittag die Vesper.

Der Vater, der meinen Bruder und mich bereits als Künstler betrachtete, strahlte. Während den Ferien, abends wenn der Vater von der Arbeit

heimkehrte, mussten wir immer aufspielen und die Geigen sogar auf die Maiensäss, wo die ganze Familie für drei Wochen zum heuen hinauf stieg, mitnehmen.

"Ich werde versuchen", brachte ich zaghaft vor. "Was versuchen" ertönte die Stimme des Pfarrherrn, die keine Widerrede duldete, "Du wirst spielen und damit basta!"

Vater und ich begaben uns sogleich auf die Empore. Er betätigte den Blasbalg, ich fing an zu üben. Unten in der Kirche bereitete der Sigrüst mit seinen Helfern die Krippe vor, und Frauen und Kinder kamen und gingen, denn die Beichte zur Vergebung der Sünden, um das Fest würdig zu begehen, war in vollem Gange. "es wird gehen", sagte ich, Vater war zufrieden.

Darnach stiegen wir zu unserm Weiler hinauf. Mutter war sehr traurig, sie erzählte, Grossmutter sei in einer Nacht im November sanft eingeschlafen. Tags vorher hatte sie noch weiter oben Kastanien aufgelesen. Wenigstens, tröstete sie sich, hat sie nicht leiden müssen.

Um den Berglern, die teils mehr als eine Stunde beschwerlichen Fussweg bis zur Kirche hinunter hatten, den Geburtsgottesdienst zu ermöglichen, war die Mitternachtsmesse auf fünf Uhr früh angesetzt. Grossmutter Marianne stand schon um drei auf um unsere zwei Kühe zu besorgen, und entgegen ihren täglichen Gewohnheiten, mit Kesseln und Geräten laut herum zu hantieren, war sie heute kaum vernehmbar.

Als wir uns zum Abstieg anschickten war der Morgen noch weit. Es war eine kalte, klare Nacht. Mutter schilderte mir den Himmel, wie ein dunkelblaues Tuch mit goldenen Sternen besät, die silberschimmernden, schneebedeckten Bergspitzen, den Mond, der noch fast voll war und den Weg genügend erhellte. Wie weiter wir nieder kamen, immer mehr Leute gesellten sich zu uns, die von den andern Weilern zusammen kamen. Man wünschte sich leise frohe Weihnachten. Alles, selbst die Natur schien die

Weihstunden dieser Nacht mit Ehrfurcht zu erfüllen.

Als wir das Dorf erreichten, lösten die Glocken, die die Geburt des Herrn feierlich verkündeten, die Stille ab. Alle strömten zur Kirche, die sich nach und nach füllte. Im Halbdunkel der hintere Teil, vorn, in einer Lichtfülle, das Christkind auf dem Hochaltar thronend.

Vater und ich stiegen sogleich auf die Empore und nahmen zwei Jünglinge mit, die abwechselungsweise den Blasebalg betätigen sollten. Die Glocken verstummt, unten in der Kirche hörte man gedämpft das Geräusch der Schritte der Gläubigen, die sich in die Bänke einreihen. Der Kirchendiener erschien, zog kräftig am Strang des Glöckchens, das links der Sakristeitür hing, um die letzten, die draussen unter den Bogen des nahen Gemeindehauses noch plauderten, um erst in allerletzter Minute einzutreten, zu mahnen, dass die heilige Handlung gleich beginnen werde. Es war bitter kalt, und der Vater hatte einen kleinen Ofen angesteckt, damit wenigstens meine Finger ihre Pflicht erfüllen konnten.

Sobald erschienen die Ministranten in weissen Chorhemden, roten Subtanen und Mäntelchen aus der Sakristei, und dahinter die Geistlichen in weiss und gold. Es war Brauch vor dem Weihnachtsgottesdienst das Te Deum, das Lob Gottes zu singen. Nach einem kleinen Vorspiel leitete ich die Melodie des Te Deums ein. Niemand setzte ein. Gleich wurde mir bewusst, dass ich auch eine Stimme hatte und sofort stimmte ich ein: "Te Deum laudamus, in Te Domine confitemur", dann kamen sie, die Stimmen der Gläubigen, wuchtig, überzeugend, und ich konnte mich ruhig meinem Spiel widmen.

Als wir nach der Messe von der Empore hinab stiegen, kam die Maria auf uns zu und fragte, wo denn der Beichtvater bleibe. "Welchen

Beichtvater meint Ihr ? antwortete ich. "Der, der auf der Orgel spielt"! "der auf der Orgel ? Auf der Orgel war kein Beichtvater! "Doch" behauptete sie, ich werde es wohl wissen, derjenige der das "Te Deum" angestimmt hat!" "das Te Deum, liebe Frau, habe ich angestimmt!" "Das warst Du," staunte sie. "Ja, warum denn ?" "Weil drei oder vier Frauen immer noch warten beim Beichtstuhl, der leer ist, und ich habe ihnen versichert, der Beichtvater sei auf der Orgel und er werde nach dem Gottesdienst schon kommen". Als sie sich entfernt hatte, schimpfte ich beim Vater, der sich inzwischen mit einem Freund unterhielt: "Diese Frauen, immer die gleichen! Jahr für Jahr mahnt sie der Pfarrer, sie und die Kinder sollen in den Tagen vor dem Feste zur Beichte kommen, damit der Weihnachtsmorgen für die Männer reserviert bleibt. Sie wissen es ja, diese kommen selten genug zur Busse, und müssen sie lange warten, so schleichen sie sich ab, unverrichteter Dinge."

Auch der Hauptgottesdienst war feierlich, eindrucklich, das Volk sang aus Leibeskräften, ich begleitete sie wie ich konnte, hie und da eine Pedale drückend. Der Vater war glücklich .

Zum Mittagessen hatte Grossmutter die Polenta vorbereitet und das Kaninchen, das sie tags vorher schon gekocht hatte, aufgewärmt. Um nicht hinauf gehen zu müssen in unsern Weiler und darnach nachmittags wieder zur Vesperliturgie hinunter zu kommen, hatte uns die Patin des Vater, Caterina, eine Stube mit Kamin in ihrem schönen Haus eingeräumt.

Nach der Vesperfeier in der Kirche - der Herr Pfarrer zeigte sich mit meiner Arbeit zufrieden - wurden der Felice, ein Tausend-sassa, und ich eingeladen, noch das Kinderweihnachtsfest mit Musik einzurahmen, er mit der Gitarre und ich mit der Geige. .

Die Kindergärtnerin, eine Dame in glanz-schwarzem Kleid hatte im grossen Schulzimmer alles aufs vorbildlichste vorbereitet. In der Ecke ein prächtiger Christbaum, wohl ausser demjenigen im Schaufenster des Spezierers der einzige im Dorfe. Kinder und Eltern waren da, man sang Weihnachtslieder, Felice und ich begleiteten. und als das Repertoire erschöpft war, fuhren wir beide weiter mit Volksliedern und Schlägern, die gerade en Vogue waren.

Nach Dreikönige begleitete mich mein Vater nach Bellinzona, wo ich mich, wie vereinbart mit Giovanni traf, der glücklich mit seiner Familie die Festtage verbracht hatte, zusammen traten wir die Reise in den Alltag an.

Im Herbst darauf zog auch mein Bruder im Heim ein. Wiederum die Vorbereitungen zum Weihnachtsfest, wiederum in der Ecke des Speisesaals der Christbaum, den ich nun nicht mehr sehen konnte in seinem Licht. Wiederum das Volk, das zum Feste kam, die Ansprache des Pfarrherrn mit dem Leitmotto, wie die Blinden im Heim, auch dank ihrer wertvollen Mithilfe, wohlbehütet seien, geschützt vor Gefahren für Leib und Seele, vor allen Uebeln. Ja, gegenüber Dankbarkeitsbezeugungen waren wir fast immun, denn seit Jahren hörten wir Tag für Tag in irgend einer Form, wie wir froh sein sollten, in einem solchen Heim sein zu dürfen. Mutter hatte geschrieben, es habe geschneit, es sei kalt und es wäre vielleicht besser, wenn wir für diese Weihnacht nicht nach Hause kämen. Wir beschlossen also, zu bleiben. Wieder einmal, in der Mitternachtsmesse hörte ich das "Minuit Chrétien". Eine goldene Stimme hob sich, weich, ausweitend, eindringend bis ins Innere der Seele. Eine Stimme, die die Akustik einer Kathedrale bis in die verborgensten Winkel ausgefüllt hätte. Hélène sang auf deutsch, die Worte

interessierten mich nicht, diese Stimme wie die Schwingen des Adlers fürs Auge, ins Ohr eine solche magische Wirkung, die alles, was ringsum hörbar war, in nichts auflöste.

Wieder wurde es Sommer, Ferienzeit. Wir fuhren nach Hause. Der Vater lag erneut im Krankenhaus, diesmal schien es ernster zu sein: Brustfellentzündung. Er kam nach Hause, aber man spürte, es ging ihm nicht gut. Doch wir glaubten, er würde sich wieder erholen. Der Arzt kam nicht herauf, ihn zu besuchen, aber wir wussten, es war so seine Art. Der Vater hustete und hustete, und als wir am Ende der Ferien uns zur Abreise ins Heim vorbereiteten, schien es, dies beschäftige ihn sehr. Er lag auf dem Bett, hustete und weinte. Wir hatten unsern Vater nie weinen gesehen, aber wir dachten, der Abschied falle ihm schwerer. "Ich werde sicher wieder gesund" sagte er. "Aber gewiss, wenn wir zu Weihnachten kommen, bist Du wieder gesund, ganz gewiss", und wir waren überzeugt, denn er war erst fünf- undvierzig Jahre alt.

Das Leben im Heim nahm für uns seinen monotonen Fortgang. Werktags war es noch erträglich, wir gingen unserer Beschäftigung nach. Nebenbei verschafften wir Jungen uns glücklicherweise etwas Zerstreuung beim Musikmachen, jassen. Bei schönem Wetter unternahmen wir Sonntags Spaziergänge, Ausflüge. Abends um neun aber mussten wir zurück sein, Hausschlüssel gab es keine, auch für die Aeltern nicht. Wollten wir uns aber dann und wann einen geheimen Ausgang erlauben, vereinbarten wir mit einem Freund ein Zeichen, und siehe da, die Tür ging wie mit einem magischen Stab berührt, auf. Wenn jedoch am folgenden Tag die Obrigkeit Wind bekam, löste unser Abenteuer so wie ein kleines Gewitter aus, das aber nicht lange Eindruck machte.

Und wieder wurden im Heim wie üblich die Vorbereitungen auf das Weihnachtsfest getroffen. Eines Sonntagmorgens wurden mein Bruder und ich gerufen, wir sollten sofort nach Hause, mit dem Vater stehe es nicht gut. Es war, glaube ich, am Katharinentag, dem 25. November. "Aber wir haben ja den Vater gesehen vor zwei Monaten, so schlimm konnte es nicht sein, und übrigens, wir würden an Weihnachten hin gehen. Aber der Clemente, der von den Schwestern zugezogen wurde, um uns zur Abreise zu bewegen, überzeugte uns und wir fuhren am folgenden Tage ab, nach Hause.

Am Bahnhof erwartete uns Gottardo, ein Vetter des Vaters. Er sagte, "ja, es scheint nicht gar so schlimm, aber es ist besser, Ihr seid gekommen!" Der Vater lag im Bett und die Mutter sagte uns, er spreche seit einigen Wochen nicht mehr.

Als wir ins Zimmer eintraten, fragte ich: "Vater, kennst Du mich?" "Natürlich", antwortete er, und fing an, auf unsere Fragen, wenn auch mühsam, zu antworten. Und Mutter glaubte, erneut sei ein Wunder geschehen. In den folgenden Tagen schien sich der Zustand des Patienten nicht zu verschlimmern. Und so, weil wir im Heim für die Festaufführung benötigt wurden, und der Dirigent, wie uns gesagt wurde, mit den Chor-Mitgliedern nicht ganz zufrieden war - "wartet nur, bis die Pellanda-Buben wieder kommen, mit Euch allein ist es hoffnungslos!", so fuhren wir also wieder ins Heim zurück.

Zu Weihnachten waren wir wieder zuhause. Mein Bruder und ich holten, nicht mit dem reinsten Gewissen, im Walde ein Bäumchen, das wir in ein Lattenkreuz steckten. Wir stellten es in Vaters Zimmer, auf die grüne Truhe. Die gleiche grüne Farbe hatte unser Vater, bevor er unsere Mütter heimführte und vorher das Häuschen verschönerte, an der neuen Türe zum Schlafzimmer, sowie dem

Eisengeländer am vorspringenden Balkon angebracht. Er wohnte von klein auf im Hause bei seiner Mutter, unserer Grossmutter. Sein Vater starb in Californien, als er zwölf Jahre alt war, er hatte ihn nie gesehen.

Das Bäumchen, mit Hilfe der Mädchen, unsern kleinen Schwestern, schmückten wir aus, so gut es ging, mit einigen Kerzchen, farbig eingehüllten Schokolädchen, künstlichen Blumen und zuoberst ein Engel. Alles, ausser den Süssigkeiten dem Intarsienkästchen der Mutter entnommen. Der Vater freute sich sichtlich und sagte: "Mit Hilfe von guten Leuten und durch uns selbst, haben wir doch das Bäumchen voll geschmückt". Er redete, wenn er es nach langen Pausen tat, verwirrt. Seine Gedanken schienen weit weg zu sein: wohl besser für ihn, denn sensibel wie er war, hätte er seinen Zustand nicht ertragen können bei vollem Bewusstsein.

So verging die Weihnachtswoche und die Tage nach Neujahr. Verwandte und Bekannte besuchten Vater und schüttelten beim weggehen bedenklich den Kopf.

Der Dreikönigsmorgen brach an, versprach einen strahlenden Wintertag, die verschneiten Bergspitzen röteten sich, später strich die Wintersonne knapp über die weissen Zacken des Ghiridone, und als unten im Dorfe die Glocken feierlich die Dreikönigvespern einläuteten, hauchte der Vater seinen Geist aus.

Giovan'Antonio Pellanda .

Weihnachten 1982 .

